Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **70 (1990)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

«Freiheit ist nur die Herstellung uralten Rechts»

Ausgewählte politische Schriften von Ignaz Paul Vital Troxler oder Wie alt kann Aktuelles sein?

I.

Adolf Rohr, der Herausgeber, nennt seinen Autor in der breitangelegten Einleitung zu den Texten eine schweizerische Geistesgrösse[1]. Das ist ein Begriff, der sich im Sprachgebrauch unserer Gegenwart etwas genierlich ausnimmt, wenngleich nicht zu bezweifeln ist, dass er auf Ignaz Paul Vital Troxler zutrifft und ihn in seinem Wesen genau erfasst. Dieser Arzt, Philosoph, Politiker und Publizist wirkt in allem, was man von ihm kennt, in seiner Unbeirrbarkeit, auch in seiner Intransigenz, die selbst Rückschläge und Demütigungen nicht abzuschwächen vermögen, fast ein wenig unheimlich und jedenfalls befremdlich. Eine schweizerische Geistesgrösse — kann es das überhaupt geben? Oder haben wir etwa verlernt, uns einen Menschen und Bürger dieser Art vorzustellen, also für möglich zu halten, dass einer sich aus keinem andern Grund für politische Ziele einsetzt als dem, dass seine philosophischen Erkenntnisse, seine Erfahrungen als Arzt und Pädagoge und seine Vaterlandsliebe ihn dazu bewegen? Troxler hat als junger Mann an prominenter Stelle die Helvetik erlebt (er war Sekretär des Regierungsstatthalters Rüttimann von Luzern); er erlebte oder erlitt nach dem Sturz Napoleons die Restauration und damit den hartnäckigen Versuch der Patrizier, alte Privilegien und Strukturen wieder herzustellen; er kämpfte für die Regeneration und war einer der geistreichsten und hartnäckigsten Vorkämpfer einer Bundesverfassung, wie sie 1848 geschaffen wurde. Sein aktives Leben fällt zusammen mit der Epoche, in der — unter Krisen und Händeln aller Art — der moderne Bundesstaat der Eidgenossenschaft gestaltet wurde, und sein Einsatz galt jederzeit den Volksrechten und der Freiheit, gegen Willkür und Privilegien der Herrschenden. Troxler verfocht die Pressefreiheit, er strebte nach den Ideen Pestalozzis eine Verbesserung und Verbreitung der Volksbildung an, und er wirkte im Kreise Gleichge-

sinnter wie beispielsweise in der Helvetischen Gesellschaft für eine Überwindung des kantonalen Partikularismus.

Seine Biographie ist gekennzeichnet durch schwere Krisen, mehrmals durch den Verlust von Amt und Einkommen, so, als er 1821 wegen der publizistischen Verherrlichung der Volkssouveränität als Professor vom Lyzeum in Luzern verdrängt wurde und nach Aarau ins Exil fliehen musste, übrigens schon zum zweiten Mal. Und so auch 1831, als er sich als Professor für Philosophie an der Universität Basel für die Rechte des Landvolks einsetzte und in den Trennungswirren klar für die Landschaft Partei ergriff. Da verlor er, nur ein Jahr nach seiner Berufung, den Lehrstuhl und musste ein drittes Mal ins Aarauer Exil ausweichen. Zwar verstand er sich in den politischen Auseinandersetzungen jener Jahrzehnte als Liberaler und gar als Radikaler; aber als er — damals Professor für Philosophie an der neu gegründeten Universität Bern — im Zürcher «Straussenhandel» für das konservativ-religiöse Volk und gegen die Radikalen öffentlich Stellung bezog, sah er sich auch von seinen Parteifreunden isoliert und zog sich nun in die innere Emigration zurück. Nie aber, obgleich seine Erfahrungen als Publizist und Politiker alles andere als erfreulich waren und er mehrmals zurückgeschlagen und in die Position des Aussenseiters gedrängt wurde, hat er in seiner Sorge um das Ganze resigniert. Von Boykott einer Schweiz gegenüber, die ihm die kalte Schulter zeigte, keine Rede. Er war vielleicht streitsüchtig, er war vielleicht von Ressentiments nicht immer frei, und dass er in seiner politischen Schriftstellerei diplomatische Rücksichten genommen hätte, kann man wohl auch nicht sagen. Aber es ging ihm jederzeit um die Sache. Bei der Lektüre der ausgewählten politischen Schriften aus seinem Nachlass kommt man aus dem Staunen nicht heraus, wieviel er zu dieser Sache aus einem umfangreichen und solid fundierten Wissen heraus zu sagen hatte.

Dabei ist, was Adolf Rohr in Auswahl vorlegt, nur ein Teil des Gesamtwerks dieses Mannes. Ein Kuratorium Troxler plante in den fünfziger und sechziger Jahren unter der Ägide der Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft eine Werkausgabe, die vier Abteilungen umfassen sollte: Philosophie, Pädagogik, Medizin und Politik. Diesem Gesamtvorhaben stellten sich Hindernisse entgegen, die zur Folge haben, dass die Abteilung Pädagogik unvollendet und die philosophischen Schriften ebenfalls noch nicht ediert sind. Ermisst man die Leistung, die nur schon in der Auswahl seiner politischen Schriften dokumentiert ist, die jetzt in zwei umfangreichen Bänden und sorgfältig kommentiert vorliegen, und bedenkt man ferner, was noch der Neuerschliessung harrt an philosophischen, pädagogischen und medizinischen Arbeiten Troxlers, wird man das Wort von der schweizerischen Geistesgrösse weniger befremdlich finden. Wenn man's zeitgemäss

sagen wollte, müsste man ihn wohl einen Intellektuellen nennen. In die Auseinandersetzungen seiner bewegten Zeit mischt er sich leidenschaftlich ein durch Artikel, Broschüren und Reden. Da er Verbindungen hat, zum Beispiel zu Varnhagen von Ense, mit dem ihn ein lebenslanger Briefwechsel verbindet, verlegt er die Diskussion um die Neugestaltung der Eidgenossenschaft publizistisch auf das europäische Forum, was schon darum nicht aussergewöhnlich ist, weil ja die Geschicke des Landes auch am Wiener Kongress bestimmt werden. Im übrigen sind natürlich die dreiundzwanzig Jahre, die Troxler insgesamt — mit Unterbrüchen — in Aarau verbracht hat, gekennzeichnet durch eine enge Zusammenarbeit mit dem Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer, dessen populärster und rührigster Autor Heinrich Zschokke war. Die fortschrittlichen Geister hatten hier ein Forum, hatten Zeitschriften und eine Druckerei. Ausserdem gab es da den «Lehrverein», eine Art Vorläufer der Volkshochschulen, den Troxler alsbald leiten sollte. Es gibt viele Zeugnisse dafür, dass er ein begeisternder Lehrer gewesen sein muss. Damit stimmt überein, dass in den Jahren, in denen er ein akademisches Lehramt bekleidete, die Studenten Feuer und Flamme für ihn waren, während die etablierten Politiker ihn eher mieden. Beobachtungen also, die den Vergleich mit dem Intellektuellen von heute rechtfertigen könnten.

II.

In einer autobiographischen Skizze, die den Editionsteil bei Adolf Rohr eröffnet, schreibt Troxler (der 1780 in Beromünster geboren ist und seine humanistischen Grundkenntnisse in der Stiftsschule und im Gymnasium von Solothurn holte), er habe *«nach dem ersten Umguss der einen und unteilbaren Republik»,* also nach dem Erlass der Mediationsakte, eine innere Leere und Scham empfunden, so jung und unreif politische Verantwortung übernehmen zu müssen. Sein guter Genius habe ihn nach Jena geführt, zum Studium der Medizin: *«Ich war nun beinahe 20 Jahre alt und hatte schon viel erlebt. Mit einem Freunde reisend, sah ich zuerst Strasburg und Frankfurt, für mich Weltstädte, und kam im Herbst 1799 in Jena an im Hause des alten Hrn. Hofrath Nicolai. Es war dies und die nächste Zeit, wie man weiss, der wahre Blüthenstand des geistigen Lebens jener Gegend. In Weimar lebte Göthe, Schiller, auch noch Wieland und Herder, später Jean Paul, der einmal in scherzhaftem Ernst selbst sagte, hier ist jeder Stein klassisch; in Jena die beiden Schlegel, Tieck, oft Novalis und Humboldt, Schelling, Steffens, Ritter, Paulus, Feuerbach usw.»* Das sagt er so nebenbei, auch dass er das Universitätsleben nie mehr so schön gesehen habe wie während seiner Studienzeit in Jena. Besonders habe ihn Schelling angezogen, er sei einer seiner eifrigsten und, wie er glaube sagen zu dürfen, einer seiner

geliebtesten Schüler gewesen, der im *«Conversatorium»* unter Schellings und Hegels Leitung die Hauptrolle gespielt habe. Hier jedenfalls hat Troxler die Grundlage für sein Wirken auf dem Gebiet der Medizin, der Pädagogik und sicher auch der Politik gelegt, im Umgang mit einer begabten Jugend und ihren verehrten Lehrern, in deren Mittelpunkt für ihn Schelling gestanden hat. Von sich selbst sagt er in der autobiographischen Skizze, Empirie sei ihm bei seinen naturwissenschaftlichen Studien der Boden gewesen, auf dem man stehen müsse; das Philosophieren aber das Element, ohne welches dieser Boden weder wahrhaft angebaut noch bepflanzt werden und *«höchstens zum Weidgang des Brotstudiengeistes dienen könnte»*.

Es ist Schellings grossartiger Versuch, die Welt der Natur und die Welt der Freiheit, die Kant unterschieden hat, in zwei *«notwendigen Grundwissenschaften der Philosophie»* darzustellen, der den angehenden Arzt Troxler fasziniert. Für die Naturwissenschaften ist die Tendenz charakteristisch, von der Natur zum Geist überzugehen, Gesetzmässigkeiten festzustellen und darauf eine Philosophie der Natur aufzubauen. Ihr gegenüber steht die Transzendentalphilosophie, die von der Priorität eines geistigen Prinzips ausgeht. Schellings Ansätze, *«entweder aus der Natur eine Intelligenz oder aus der Intelligenz eine Natur zu machen»,* fielen bei dem aufnahmefähigen Studenten aus Beromünster auf fruchtbaren Boden. Seine späteren Erfolge als praktizierender Arzt, die bezeugt sind, könnten sehr wohl darauf zurückzuführen sein, dass er auch in seinem ärztlichen Wirken immer «Natur» und «Geist» im Auge behielt, Körper und Seele mithin. Es gibt von ihm Abhandlungen, die beweisen, dass er lange vor der Einführung des Fachbegriffs psychosomatische Zusammenhänge erkannt hat und seine Praxis danach ausrichtete.

Was sein politisches Wirken, als Schriftsteller vor allem, betrifft, muss man indessen annehmen, er sei wohl für schweizerische Verhältnisse zu wenig Pragmatiker und zu sehr Philosoph gewesen. Die «Philosophische Rechtslehre» und die Abhandlung über «Fürst und Volk», die ihm seine Lehrstelle als *«Professor der Weltweisheit und Geschichte»* am Lyzeum in Luzern kosteten, sind in ihrer Beweisführung rechtsphilosophische Schriften, die allerdings durch die prononcierte und angriffige Schreibweise zugleich polemischen und manchmal satirischen Charakter annehmen können. Troxlers grundlegende These wird darin klar herausgearbeitet: Beschränkung der obersten Gewalt im Staat durch Gesetz, Abhängigkeit der Gesetzgebung von allgemeiner Repräsentation und *«natürliches und urkundliches Recht des dritten Standes»* sind nicht Erzeugnisse *«französischer Sophistik»;* der «Contrat social» ist nicht einfach ein *«Schriftstellerkunststück»,* sondern alle diese Lehren sind uralt und liegen in den ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts selbst. *«Freiheit ist nur die Herstellung uralten Rechts.»*

III.

Ich weiss, diese Besprechung einer wissenschaftlich einwandfrei edierten Ausgabe einer Auswahl politischer Schriften Troxlers erfüllt die Anforderungen nicht, die mit Fug und Recht an sie gestellt werden dürften. Zu würdigen, und zwar aus vergleichbarer historischer Kompetenz heraus zu würdigen, wäre Adolf Rohrs Einleitung, die auf über 300 Seiten die Formung des politischen Bewusstseins Troxlers, seinen Werdegang zwischen Revolution und Restauration, seinen Kampf gegen das Luzerner Restaurationsregime und seinen Radikalismus in der Frage der Bundesreform auslotet, die seine kurze Wirksamkeit als Parlamentarier beschreibt, seine Ausstrahlung im Lehramt und seine politische Krise, die ihn schliesslich gänzlich zwischen die Fronten treibt, endlich die Würdigung des Beobachters und Mahners, der er war. *«Severus pertinax»*, der *«hartnäckige Strenge»*, hat er einmal als Pseudonym für eine seiner Schriften gewählt. Sichtbar wird in der Einleitung, die schon eher eine Monographie über den politischen Schriftsteller Troxler genannt werden müsste, wie sich in diesem Manne Wissenschaft und Politik streiten. Mit dreiundsiebzig Jahren schrieb er an den Freund Varnhagen, er habe sich in zu Vieles eingelassen, er habe nach allen Seiten des Lebens gegriffen und sich zu sehr verstreut. *«Jetzt bin ich alt geworden und doch im Wesen jung geblieben.»*

Unerlässlich wäre auch gewesen, wenigstens einen Überblick über die Thematik und Vielseitigkeit der politischen Schriften zu geben, die Adolf Rohr nicht nur in mustergültiger Form vorlegt, sondern einzeln in Vorbemerkungen situiert und erläutert, so dass der Leser in die historischen Zusammenhänge eingeführt wird und ihm personelle oder sachliche Einzelheiten erklärt werden. Aber ich kann mir nicht helfen, mich hat Troxler selbst mit Beschlag belegt, hat mich mitgerissen durch sein Feuer, durch seine Beredsamkeit und seinen unbeirrbaren Kampf um die Neugestaltung der Eidgenossenschaft. Er hätte ein Gelehrter von Rang, vielleicht ein bedeutender Philosoph und Lehrer der Menschheit werden können, wenn er sich auf dieses Fach und die Vollendung der Werke konzentriert hätte, die zu schreiben er wohl deswegen nur in Bruchstücken und Ansätzen Musse fand, weil ihn die res publica immer wieder herausforderte. Und in diesen Bereichen wirkt er auf mich so stark, dass ich mich frage, wie alt eigentlich Aktuelles sein kann. Einen Intellektuellen seines Formats und seines beharrlichen politischen Engagements hätten wir dringend nötig, nicht einfach Protestler und Demonstrationsredner, sondern — ich setze den Ausdruck in Anführungszeichen — «Geistesgrössen», die sich ganz einbringen, die ein Ziel haben und die nicht einfach die Gebrechen des Staates geisseln, sondern aufzeigen und darauf hinarbeiten, wie diese Gebrechen zum Wohle aller behoben werden können. Ich greife als einzi-

ges Beispiel zum Schluss jene grosse Rede heraus, die Troxler als Präsident der neu erstandenen Helvetischen Gesellschaft vor würdiger Versammlung im Bad Schinznach gehalten hat. Ihr Titel schon könnte der Titel einer Rede sein, die heute zu halten wäre: *«Was verloren ist, was zu gewinnen.»*

Die Jahrestagung der Helvetischen Gesellschaft fand im Mai 1922 statt, ein halbes Jahr nach Troxlers Absetzung als Lyzeums-Professor in Luzern, und manche mochten befürchten, er werde gegen die *«Junker- und Pfaffenfehme»*, die ihn mit «Berufsverbot» schlug, jetzt erst recht vom Leder ziehen. Die Schinznacher Rede ist jedoch gemässigt, ein eindrucksvoller Appell an die Vaterlandsfreunde, Politik als die aufs Staatsleben angewandte Sittlichkeit zu verstehen, wie der Sekretär der Gesellschaft, Pfarrer Schuler aus Bözberg, im Protokoll vermerkt. Eindrucksvoll nur schon das Motto: Es ist ein Zitat aus Platons «Gesetzen», wo Klinias sagt, es sei kein Übel zu erkennen, dass etwas nicht so sei, wie es sein sollte; im Gegenteil, wer sich willig zu dieser Einsicht bringen lasse, werde eben dadurch auch angeleitet, Verbesserungen vorzunehmen. Tatsächlich scheut sich Troxler nicht, in seiner vaterländischen Rede vom *«göttlichen Plato»* auszugehen, nicht von der «Politeia» freilich, sondern eben von den «Gesetzen». Da fasst er denn zusammen, was den idealen Staat ausmacht, und nennt mit Plato Weisheit, Freiheit, Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit die höchsten Güter. Dann holt er zu einem al fresco entworfenen Abriss der Schweizer Geschichte aus und versäumt nicht, das Ende der Burgunder Kriege als Wendepunkt *«vom Hochpunkt zum Verfall»*, als *«Sinken der Tugend»* zu bezeichnen. *«So waren,»* sagt er, *«die Perser und die Mazedonier kaum Herren von Asien, und die Spartaner, die Athener und die Thebaner kaum Beherrscher von Griechenland, als sie im ersten, oder zweiten Menschenalter ihrer Grösse bereits schon sittlich verdorben, auch untergingen.»* Man sieht, er scheut vor Vergleichen mit dem klassischen Altertum nicht zurück, und durchaus auf der Höhe dieser Betrachtungsweise ist er dann, wenn er die Bildung von Untertanenlanden in der Schweiz als Sündenfall vor der wahren Bestimmung des freiheitlichen Staates anprangert. Er streift die Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft, die Fremdherrschaft und die Befreiung, um schliesslich den Blick hoffnungsfroh in die Zukunft zu richten:

«Doch Eidgenossen! theuere Freunde und Brüder! Lassen Sie uns endlich absehen von dem Zeitpunkt unserer grössten Entartung und Auflösung. Gott sei Dank! er liegt hinter uns, es ist Vergangenheit.» Das Geheimnis der Wiedergeburt aber erkennt er *«in unserm eigenen Innern»*. Nur der Idiot oder der Egoist, meint er, könnten sich fernhalten, wenn es gelte, den freiheitlichen Staat weiter auszubauen und zu stärken, zum Wohle des Ganzen und zum Wohle jedes einzelnen.

Wie alt kann Aktuelles sein? Es ist ein Intellektueller, der diese Rede gehalten hat, Ignaz Paul Vital Troxler, 1780 bis 1866, Arzt, Philosoph, Pädagoge und Publizist. Ein Feuergeist, der sich fremd ausnimmt in unserer Gegenwart und dennoch gerade in ihr seine Aufgabe fände.

[1] Ignaz Paul Vital Troxler, Politische Schriften in Auswahl. Eingeleitet und kommentiert von Adolf Rohr. 2 Bände, A. Francke Verlag, Bern 1989.

70 Jahre Autorschaft

Ernst Jüngers Buch «Die Schere»

Es ist schon ein Phänomen: Wenn *Ernst Jünger* 1990 seinen 95. Geburtstag feiert, ist dieses Jahr zugleich auch das 70. Jahr seiner Schriftstellerei oder seiner Autorschaft, wie er selbst gern sagt. Begonnen hatte es 1920 mit den «Stahlgewittern» — und soeben ist, neben einem kleinen Privatdruck mit Traumnotaten unter dem Titel «Zeitsprünge», sein Buch «Die Schere» erschienen.[1] 70 Jahre Autorschaft — die sich in zwei opulenten Werkausgaben präsentiert —: Ich wüsste keinen deutschen Schriftsteller zu nennen, der darauf verweisen könnte, nicht Goethe, nicht die Brüder Heinrich und Thomas Mann.

«Die Schere» ist ein bilanzierendes Buch, das zugleich die Geschichtsphilosphie Jüngers, wie sie in «An der Zeitmauer» von 1959 und zahlreichen kleineren Schriften wie «Der Weltstaat» oder «Typus Name Gestalt» entwickelt wurde, an ein äusserstes denkbares Ende auszieht: ans Ende von Jahrhundert und Jahrtausend, das bevorsteht, das zugleich eine symbolhafte Chiffre ist für das, was Jünger *«Interim»* nennt: geschichtliche Endzeit, die gleichzeitig im *«Beginn einer neuen Entfaltung»* steht und *«noch im Zwielicht der Dämmerung liegt»* — ein post-histoire also, in dem vieles virulent ist, dessen Linien sich abzeichnen, ohne schon eine Gestalt zu konturieren: die Gestalt der Zukunft.

Man mag über solche Geschichtsphilosophie denken, was man will, wie aber Jünger in «Die Schere» seine Ideen entwickelt, das hat seine Konsequenz, und zwar durchaus auch im Persönlichen des Jüngerschen Lebens, dessen Zeit nun im Einklang mit der Weltzeit gesehen wird:

«Der Anstieg führt vom Ursprung zum Gipfel und von dort spiegelbildlich zum Ursprung zurück. Das Mögliche ist vollbracht. Selbst Friedrich als Voltairianer sagte in Sanssouci: ‹La montagne est passée›. — Auch sein Berg hat eine Rückseite. In der Sprache verbirgt sich mehr, als wir wissen: das war sein letztes Wort. Wir sind allein. Der Augenblick bleibt in jedem Falle, wie widrig sich auch die Umstände gestalten mögen, die zu ihm führen, unantastbar — feierlich.»

Dass die Sprache mehr berge, als wir wissen — es ist ein Grundgesetz in Jüngers spekulativer Philosophie, die im Schreiben, in der Autorschaft, versucht,

sich dem anzunähern, was Sinn dieser Welt ist: ihr Plan, ihre Urschrift, deren Übersetzer der Autor sei. Dass Autor-Schrift und Ur-Schrift zusammenfallen, wäre höchstes Ziel der Jüngerschen Autorschaft.

Dahinter steht die Idee, dass dann die Geschichte sich erfüllt, dass Geschichte endet, dass die Zeitmauer fällt, die die Geschichte trennt von der zeitlos gültigen Sphäre des Plans, der allem zu Grunde liegt. Für sie liefert die Schere das Bild: die Schere, die nicht schneidet, der aber die Möglichkeit des Schneidens innewohnt — Geschichte und Zeit ereignen sich dort, wo die Schere zu schneiden beginnt, der Mensch handelnd in die Zeit eingreift.

Diese Zeit jenseits der Zeitmauer, hinter der das, was die Welt im Zeitlichen trennt, im Ungesonderten ungetrennt ruht, sieht Jünger im Dämmerlicht des Anbruchs — und gegen Schluss dieses — wie immer bei Jüngers spekulativem Philosophieren — sehr eklektizistischen und dekretorischen Buchs gehen die Gedanken Jüngers denn auch weit zurück *und* nach vorn: zum Uranfang des Universums bei der Betrachtung der Weltzeit; und zum Tod mit seinen möglichen Erfahrungen beim Übergang aus dem Diesseits ins Jenseits beim Blick auf die (eigene) Lebenszeit. So auch führt Jünger zusammen, was Welt- und Lebenszeit trennt: *«Leben war eine Möglichkeit unter vielen: von Zeit in astronomischem Sinne konnte, wo die Gestirne fehlen, noch keine Rede sein. Wenn wir zurückdatieren, gleichen wir dem Blinden, der sich nach Hause tastet und mit seinem Stock an eine Mauer stösst. — Da ist kein Weg mehr — nur in einer Welt, in der die Schere nicht schneidet, könnten wir durch die Mauer gehen und unterwegs im Innern der Sonne ausruhen.»*

Ein schönes Bild, aber ein Bild doch nur — eine Utopie bloss von metaphysischer Qualität und ziemlicher Beliebigkeit, nur deshalb kann sie nach vorn weisen und gleichzeitig ganz zurück. Die Ambivalenz, die das Denken Ernst Jüngers seit vielen Jahrzehnten bestimmt, bringt sich noch einmal zum Ausdruck, und noch im Bild von der Schere ist sie präsent, ja gerade da; sie scheint der Ambivalenz die nun nächste Metapher: die Schere, die sich öffnet zwischen Sein und Zeit. Wo und wann sie geschlossen bleibt und nicht mehr schneidet, fallen Sein und Zeit zusammen, werden auch Weltzeit und Lebenszeit eins — dann wird endlich die Ambivalenz aufgelöst, weil das zerteilende Denken im Sein verschwindet, die Zeit im Sein aufgehoben wird.

Ich vermag Jünger in solchem Spekulieren nicht mehr zu folgen; man muss wohl an ihn glauben, wenn man ihm da folgen kann; dem Seher-Dichter eher als dem philosophischen Denker, der er ja mangels analytischer Anstrengung nie war. Sein Denken ist längst nicht mehr von dieser Welt, auch reicht seine Lösung ja über die Menschenwelt hinaus, die auf diesem Planeten lebt: der Mensch ist nicht wesentlich, wo nur die Natur überlebt: *«Ein rein ozeanischer Planet wäre denkbar, mit Pflanzen und Tieren, auch mit geistigen Wesen, da alles aus dem Meer entstanden ist.»*

So flieht man aus der Zeit ins Sein, und was man hier angerichtet hat, bleibt hinter einem zurück — dazu freilich ist auch nur der Mensch in der Lage.

Heinz Ludwig Arnold

[1] Ernst Jünger, Die Schere. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1990.

Hinweise

«Verlust und Ursprung», Festschrift für Werner Weber

Als Herausgeber dieses über 500 Seiten starken Sammelbandes zeichnen *Angelika Maass* und *Bernhard Heinser;* als Thema, das den 36 Beiträgern gestellt war, haben sie «Et in Arcadio ego» gewählt. Geehrt wird damit Werner Weber zu seinem 70. Geburtstag, der 27 Jahre als Feuilletonredaktor der *«Neuen Zürcher Zeitung»* und ebensoviele Semester als Professor für Literaturkritik an der Universität Zürich gewirkt hat. «Auch ich in Arkadien: Italien als Landschaft und ‹geistige Landschaft› in Bericht und Dichtung»: das war der Titel von Webers letzter Vorlesung im Wintersemester 1986/87. Diesen literarischen Topos umkreisen alle Beiträge, die durch farbige und schwarz-weisse Illustrationen ergänzt sind und aufzeigen, wie durch die Jahrhunderte in vielfältiger Abwandlung der «Verlust von Glück» und zugleich ein Mythos vergegenwärtigt wurde. Dabei sind die zur literarischen Gratulationscour versammelten Damen und Herren, Freunde und Schüler des Geehrten, nicht sklavisch auf das Thema fixiert, wenn sie auch alle darauf Bezug nehmen. Michael Stettler zum Beispiel steuert Verse aus der Toscana bei, Kurt von Fischer referiert über Viscontis Film «Morte a Venezia» und Gustav Mahlers Adagietto, das darin wie ein Leitmotiv anklingt. Von Marcel Reich-Ranicki freilich enthält der Band einen Antwortbrief auf die ebenfalls abgedruckte ausführliche Anfrage des Herausgebers Bernhard Heinser unter dem unmissverständlichen Titel: «Bitte keine Arkadien!» Streitbar wie eh und je wird hier die Sache der Kritik verfochten, und es ist offensichtlich ein Kritikverständnis, das von demjenigen Werner Webers erheblich abweicht. Wogegen Reich-Ranicki besonders heftig streitet, ist die Meinung, es seien die Tradition und die Klassik in den vergangenen Jahrzehnten vernachlässigt oder gar nicht beachtet worden. Im Kontext dieser Festschrift rennt diese Polemik offene Türen ein. Aber im Blick auf das Literaturgespräch der sechziger und siebziger Jahre dürfte sie es schwerer haben *(Ammann Verlag, Zürich 1989).*

Leben und Werk von George Sand

Unter dem Titel «Ich liebe, also bin ich» legt *Gisela Schlientz* eine Studie über die eigenartige und einzigartige Persönlichkeit der Schriftstellerin George Sand vor, die mit ihren Publikationen und mehr noch durch ihre Lebensführung, ihre Liebschaften und ihre Idee des «androgynen Paars», ihre provokativen Selbstinszenierungen als «pfeifenrauchendes Mannweib» nicht nur die Gesellschaft ihrer Zeit vor den Kopf stiess, sondern in manchem Ideen vorwegnahm, die unstreitig Aktualität haben. George Sand, die von 1804 bis 1876 gelebt hat, beeinflusste als Journalistin und Schriftstellerin und als emanzipierte Frau ihre Zeit. Sie brach mit überlieferten Wertvorstellungen, stellte sich gegen jedes männliche Machtgebaren und kann so als Vorkämpferin der Frauenbewegung gesehen werden. Gisela Schlientz, die sich seit vielen Jahren intensiv mit dem Leben und Werk dieser ungewöhnli-

chen Frau befasst, gibt mit dem vorliegenden Buch nicht allein eine an sich schon farbige und interessante Biographie, sondern eine Auseinandersetzung mit den Ideen der Heldin, eine kritische, jedoch respektvolle Würdigung ihrer Konsequenzen, die wissenschaftlichen Ansprüchen durchaus entspricht *(C. H. Beck Verlag, München 1989).*

Kommunikation, «conditio sine qua non» menschlichen Lebens

Adolf Wirz, der erfahrene Werbefachmann, hält Rückschau und führt den Leser in alphabetischer Reihenfolge — von «Anfang» bis zu «Zukunft der Werbung» — in verschiedene Teilgebiete der Werbung und ihr verwandte Bereiche wie Kommunikation, Marktforschung, Public Relations, Lerntechniken, Managementlehre usw. ein.[1]

Man liest diese Randbemerkungen wie eine spannende Geschichte, in die auch Episoden der persönlichen Erfolgsstory des Autors eingeflochten sind. Diese begann in den dreissiger Jahren: Unter dem Stichwort Marketing erfahren wir, wie der Autor 1938 von Roco Rorschach (die inzwischen von Hero übernommen wurde) zusammen mit einem an Erfahrung weit überlegenen Fachkollegen zur Präsentation vorgeladen wurde. Da dieser genug zu tun hatte, überliess er dem jüngeren Bewerber das Mandat *(«... eine Geste, die heute undenkbar ist»).* Der Verfasser bekennt sich zur guten, offenen Zusammenarbeit mit dem Auftraggeber; denn gute Werbung entstehe mit dem Auftraggeber, nicht gegen ihn. Aufmerksames Zuhören sei der Anfang und Grundstein der erfolgreichen Zusammenarbeit.

Ein alphabetisch geordnetes Handbuch lädt zum Blättern ein; was steht unter einem beliebig gewählten Buchstaben, z.B. unter H? Hausaufgaben! Nicht nur Schüler, sondern auch die von ihren Problemen verfolgten Werbeleute machen sie. Heart selling (bewusst gewählte Gegenüberstellung zum verbreiteteren Pseudo-Homonym Hard selling). Humor. An humorvollen Botschaften findet man Gefallen, sie lösen einen positiven physiologischen Reflex aus, man lächelt. Aber zwischen dem Werbeobjekt und der witzigen Aussage muss ein stimmiger Bezug stehen.

N wie Neugier. Der Autor bekennt sich zu ihr. Wenn er an anderer Stelle (Lehren und Lernen; über das fakultative Lernen, das bei der Werbung eine Rolle spielt) seinem Kollegen Jean-Etienne Aebi dazu gratuliert, dass es ihm gelungen sei, Yehudi Menuhin für eine ganzseitige Werbung zu gewinnen, dann fragt er sich sogleich: Wie war das möglich?

Zum Thema Public Relations und Politik: In Frankreich hatte François Mitterrand seinen Wahlerfolg 1981 u.a. Jacques Séguéla, dem Enfant terrible der französischen Werbung, zu verdanken. Und Mrs. Thatcher liess vor ihren Auftritten jeden Speech, jeden öffentlich vorzutragenden Gedanken durch die weltgrösste Werbeagentur Saatchi & Saatchi prüfen und ausfeilen. Doch hochaktuell ist das Thema in der Schweiz, weil bekanntlich PR-Berater im Zusammenhang mit dem Rücktritt der ersten Bundesrätin der Schweiz ins schiefe Licht geraten sind. «Nie zuvor erlebte ein Berufsstand in so geballter Form eine Schelte coram publico» (S. 150). PR-Berater werden aber bei Abstimmungen und Wahlen nicht nur bei uns, sondern in allen Demokratien beigezogen, um die bessere Formulierung der Aussagen zu finden. Auch hier

weist der Autor auf die erforderliche enge Zusammenarbeit mit dem Auftraggeber hin. Das Publikum reagiert dann skeptisch, wenn Reden und Handeln sich nicht decken. Wie in allen Branchen, gibt es auch hier die Draufgänger, die geräuschvoll im Sturmschritt auf das gesetzte Ziel loslaufen, anderseits die stillen, sorgsam und bedächtig abwägenden, verantwortungsbewusst planenden Konsulenten.

Was ist gute, was ist schlechte Werbung? Wie beurteilt man Werbung, wie testet man sie in Fachkreisen? Hat der Slogan heute ausgedient, und für welche Werbung eignen sich Plakate? Diese Fragen werden gestellt und souverän beantwortet von einem Fachmann, der den Leser bei der Beantwortung zum Mitdenken, Mitarbeiten verlockt, der die passive Lernsituation nutzt, um zum aktiven Lernen, Nachdenken, Kreativsein aufzufordern. Man fühlt sich angesprochen und stellt sich den Fachkollegen vor, der mit diesem Handbuch aus einer Sackgasse findet; denn Kreativität fängt oft erst dort an, wo man glaubt, am Ende der Kräfte zu sein.

Und das eingangs erwähnte Z wie Zukunft der Werbung? Werbung lädt bekanntlich zum Kaufen und Konsumieren ein. Ist dies heute noch zu verantworten? Als ernsthafter, denkender, weltoffener Zeitgenosse setzt sich der Autor mit den kritischen Gedanken des «Club of Rome» auseinander, mit der Wachstumsbegrenzung in bestimmten Gebieten, mit Wertschöpfung, die mit weniger Aufwand an Rohstoffen und Energie verbunden ist. Die neuen Visionen müssen Ökonomie und Ökologie in Einklang bringen.

[1] Adolf Wirz, Marginalien zur Werbung. Werd Verlag, Zürich 1989.

Hans Schumacher:
Die durchlässige Zeit

Zu seinem 80. Geburtstag hat sich der Lyriker, Erzähler und Essayist *Hans Schumacher* selbst und mehr noch seine Leser beschenkt durch seine «Erinnerungen und Betrachtungen im Spiegel der Kindheit», die nicht allein das frühe Erleben im Elternhaus, in der vertrauten Landschaft und in der Schule aus der Vergangenheit heraufholen, sondern — in einem «Schlusswort mit Nachträgen», das Erinnerte reflektieren. Das Buch ist in einer besonders schönen, auf 1000 Exemplare beschränkten einmaligen Ausgabe mit einem Nachwort von Egon Wilhelm als «Kilchberger Druck» im *Verlag Mirio Romano, Kilchberg am Zürichsee 1990,* erschienen.